

er habe Conduiten gelernt, er habe den Affen in der Zauberflöte gemacht! — Allein der Fortgang entsprach dem Anfang nicht. Der Fürst vermochte den steigenden Druck der kriegsgewaltigen Unternehmungen seines hohen Gönners nicht abzuwenden und unter der Hülle der Humanität des Zeitgeistes trat immer mehr eine gemeine Natur hervor, die das Geld der Juden so wenig als unwürdige Caressen von Schauspielerinnen verschmähte. —

Dieser unglückliche öffentliche Zustand war indeß im Vergleich mit den vorausgehenden faulen Verhältnissen des Reichs eine Wohlthat. Denn es erwuchs daraus in allen edleren Gemüthern, besonders in der Jugend, der Zorn über den Verfall des Vaterlandes, ja des ganzen Continents und die Sehnsucht nach einer Auferstehung, deren erste Morgenröthe schon die nächstfolgenden Jahre in der nationalen Erhebung Spaniens (1808), dann Oesterreichs (1809) brachten.

Viertes Kapitel.

Die Kämpfe der Jugend.

Mit Vollendung des dreizehnten, dem Beginn des vierzehnten Jahres das Knabenalter zu beschließen und die Jugend beginnen zu lassen, kann zu früh scheinen. Allein in der That fällt in diese Zeit der so zu bezeichnende Abschnitt meines Lebens, den sowohl äußere Ereignisse als die innere, intellektuelle und moralische Entwicklung zu einer entscheidenden Epoche machten. Zu jenen Ereignissen gehört vor Allem der Tod meines Vaters.

Nach unsrer Rückkehr aus der Schweiz kam auch er am 6. November 1807 von seiner gewöhnlichen Herbstmeßreise zurück, dießmal aber nicht erfrischt und erheitert, sondern körperlich leidend und in trüber Stimmung. Beim Auspacken seines Wagenkistchens, in dem er nebst den Brieffschaften seine Wäsche, jedes Stück besonders eingewickelt und überschrieben, zu bergen pflegte, standen wir um ihn; aber aus den entfalteten Papieren kam dießmal nicht, wie sonst wohl, ein von der Leipziger Messe mitgebrachtes Geschenk hervor. Er erzählte von der Reise, unter Andrem von seinem Besuch bei einem Geschäftsfreund im Voigtlande, dessen schönes Familienleben, erheitert durch das musikalische Talent der Kinder, ihm wohlgethan hatte; und zum erstenmal kam mir der Gedanke: warum es denn bei uns nicht auch so sei? Das Uebelbefinden und die dadurch bedingte Reizbarkeit des Vaters nahmen sichtlich zu. Eines Abends als der Bediente zu stark eingeheizt hatte, kam es zu einem so heftigen Ausbruch gegen den alten treuen Menschen, daß dieser nachher bitterlich klagend zu Ritter heraufkam, und sein verletztes Ehrgefühl nur durch die Versicherung, Herr Hollweg sei krank, beschwichtigt wurde. Er hat bald darauf seinen Herrn trennlich bis an's Ende gepflegt. Als das Geheul der Jagdhunde in dem benachbarten „Hirsch“ die nächtliche Ruhe des Kranken störte und auf geschene Erinnerung nicht nachließ, ward dieß als Rache eines nicht lange vorher entlassenen Leibjägers, der in Herrn Gontard's Dienste getreten war, bitter empfunden. Anfang Januar nahm die Mattigkeit zu und es stellte sich Erbrechen ein. Der Vater war längst mit dem Gedanken an die Ewigkeit vertraut und jetzt trat er ihm sehr nahe. Eben um diese Zeit hatte er seinen Schwager Flavigny, der ein gutmüthiges Weltkind war, an den Ernst des Lebens erinnert, was als krankhaftes Symptom seines Zu-

standes gedeutet wurde. Jetzt, wo dieser sich sichtlich verschlimmerte, ließ er den Pfarrer Kirchner kommen, der Philipps Confirmations-Unterricht beginnen sollte, besprach denselben mit ihm und richtete an den Sohn eindringende letzte Ermahnungen. Am 11. Januar trat verstärktes Erbrechen ein; man fürchtete das Miserere. Noch Einmal gelang es Erleichterung zu schaffen. Schon am 18. aber fing er an irre zu reden. Der Arzt vermuthete eine Verschlingung der Eingeweide und gab die Hoffnung auf, mit dem elenden Troste, wenn der Kranke leben bliebe, sei für seinen Verstand zu fürchten. Am Morgen des 19. trat der Todeskampf ein mit furchtbarem Röcheln, das man durch das ganze Haus hörte. Am 21. Januar 1808 Abends 8 Uhr verschied er im eben angetretenen 61. Lebensjahre.

Auf mich machte das erschütternde Ereigniß nicht den naturgemäßen Eindruck. Zur Entwicklung eines tiefen und starken Gefühls, welches das Innerste des Menschen so wohlthunend hervorkehrt, fehlte mir sowohl die natürliche Einfalt als ein realer Bezug auf die unsichtbare Welt, und das Familienverhältniß war auch nicht geeignet, diese Mängel zu ersetzen. Keine Vereinigung um das Sterbebett fand statt, kein letzter Segen ward ertheilt. Während Alles im Hause mit der äußeren Sorge um den Kranken beschäftigt war, selbst Ritter ihn abwechselnd Tag und Nacht umgab, oder im Freien Beruhigung für sein Gemüth suchte, war ich ziemlich mir selbst überlassen. Ich fühlte den Trieb, dem geliebten Vater nahe zu sein, fürchtete aber ihn zu stören und peinigete mich mit dem Vorwurf, ihn lieblos zu vernachlässigen. Am letzten Nachmittag, als schon Alle ihn aufgegeben und verlassen hatten, stand ich im Nebenzimmer und starrte zum Fenster hinaus, während das Todesröcheln mir in die Ohren gellte. Da kam der alte Dr. Ehrmann und führte

mich mit den rauhen Worten weg: „Das ist dein Vater nicht mehr!“ Ich ging in Ritters Stube, in der kein Licht war, während Philipp im Schulzimmer weinend gegen Wilhelm seinen Schmerz aussprach. Er meinte ich schliefe, aber ich lag auf dem Gesicht und zermarterte mich in verkehrten Gedanken: ich hätte den Vater nicht lieb gehabt, er sei mir nichts gewesen u. s. w., bis endlich nach 8 Uhr Ritter mit den Worten zu mir eintrat: „Du hast keinen Vater mehr“ und das Gefühl mit einem Strom von Thränen durchbrach. Am 24. war die Beerdigung, wir gingen mit Ritter zum Grabe, wo der Sarg still in die Erde gesenkt ward. In der Familie war Alles tief erschüttert; ich sah die Mutter weinend Grunelius um den Hals fallen mit der Bitte, nun an des Vaters Statt ihre Stütze sein zu wollen. Am tiefsten empfand wohl Nannette den Verlust; sie hat mir später bekannt, daß während sie in den acht Jahren ungetrübten ehelichen Glücks die im Confirmationsunterricht ihr eingeprägte Pflicht des täglichen Gebets vergessen hatte, der Tod des Vaters das Bedürfniß zuerst wieder angeregt und den Keim zu ihrer Erweckung im Glauben gelegt habe.

In der Stadt war das Bedauern allgemein. Als ich mit Philipp in Trauerkleidern am frühen Morgen über den Roßmarkt ging, trat uns ein unbekannter Mann mit der Frage an: „Ist Herr Hollweg todt?“ und sagte, als wir es bejahten: „Mit ihm ist ein Mann der guten alten Zeit, wie es nicht Viele giebt, geschieden.“ Ritter, der durch des Vaters Vertrauen in das Haus berufen worden, der in der Klarheit, Kraft und Tiefe seiner Gesinnung so manchmal eine Stütze gefunden und ihm in inniger Verehrung zugethan war, hatte den Trost, ihm ein Todtenopfer schönsten Art bringen zu können. Eine namhafte Summe, die neben ansehnlichen Legaten für Stiftungen im Testament „für Haus-

arme“ ausgesetzt war, wurde in seine Hand gelegt. Nachdem er ihm bereits bekannte Noth gelindert, z. B. den alten Prestel von einem Theil seiner Schuldenlast befreit, einen begabten Jüngling zum Studium unterstützt hatte, wurde ihm bei fernerm Nachforschen täglich neues Elend in der Stadt bekannt und manche Thräne getrocknet. Sein an uns gerichtetes ernstes Wort, auch für uns Kinder werde Vieles anders werden, sollte sich bald erfüllen. Denn auch ein nicht vollkommen harmonisches Gebäude wird nicht besser, verliert vielmehr seinen sichern Halt durch die Wegnahme des Schlußsteins. Indes, die eigentliche Trauer, die die Jugend nicht festzuhalten vermag, ging vorüber, und unmittelbar förderte jene frühzeitige ernste Erfahrung meine innere Entwicklung nicht. Andre neue Aufgaben für Geist und Herz nahmen meine Kraft in Anspruch und ließen mich erst auf einem weiten Umwege zu dem darin angekündigten höheren Ziele gelangen.

Zunächst veränderte sich meine äußere Lage darin, daß mein Bruder Philipp durch die Confirmation und den Antritt seiner Lehrzeit im Handlungshause mir aus dem Gesicht kam. Auch Louise wuchs heran und wandte sich ihren Freundinnen zu. Aus gleichem Grund löste sich der übrige Kreis von Knaben und Mädchen auf. Wilhelm blieb also mein einziger Lebensgefährte. Gemeinschaftlich mit ihm und Ritter, der fortan mehr unser Studiengenosse als Führer war, betraten wir die für mich ganz neue Bahn der klassischen Studien, die in den drei folgenden Jahren (1808—1811) unter der Leitung der trefflichen für das Gymnasium gewonnenen Philologen, besonders des Conrektors Grotefend, des berühmten Entzifferers der Keilschrift, und des Rektors Matthiae, eines Bruders des griechischen Grammatikers und Humanisten vom alten Schlage, theils in der Schule, theils

in Privatstunden eifrigst betrieben wurden. Wilhelm hatte sich schon früher mit den Anfangsgründen des Lateinischen bekannt gemacht und, daß er studiren, ja dem Lauf des Vaters folgen werde, stand wie von selbst fest. Meine Zukunft lag noch ganz im Dunkeln. Als Sache allgemeiner Bildung aber schien auch für mich die Kenntniß einer alten Sprache nützlich und da eben damals die griechischen Studien in Deutschland neu aufgeblüht, da in Grottesend ein würdiger Vertreter der neuen Schule nach Frankfurt versetzt und durch Verhandlungen über alte Geographie mit Ritter in nähere Berührung gekommen war, so ward beschlossen, daß, ganz abweichend von der bisherigen Sitte, das Griechische mir diesen Dienst leisten sollte. Den weniger Einsichtigen in der Familie wurde es dadurch plausibel gemacht, daß eben damals, besonders von den Franzosen, viele technische Ausdrücke daher entlehnt und in das gemeine Leben eingeführt worden waren. Mir war es die größte Freude. Der ganz neue, bis auf die Lettern mir unbekannte Gegenstand wirkte erfrischend. Die schwierigen grammatischen Formen wurden im Sturm des ersten Enthusiasmus mit Lust erobert. Und welches Entzücken war es gar, die griechische Welt, die schon im Geschichtsunterricht mich vorzugsweise angezogen, nun in ihren eigensten Lauten, in den Gesängen, Erzählungen und Reden ihrer größten Geister mit Ohren zu hören, gleichsam mit Händen zu betasten. Zwar meinen lieben Homer verkümmerten mir die grammatisch-etymologischen Lucubrationen von Grottesend, der offenbar mehr divinatorischen Scharfsinn als lebendiges Gefühl für Poesie und Geschichte hatte. Indes verdanke ich ihm im Griechischen die sichere grammatische Grundlage und die Anleitung zur Genauigkeit bei allen Forschungen, ohne die sie keinen Werth haben; und die Schönheit und Lieblichkeit des „süßen Schwägers“, die ich bis

dahin nur in Bossens pathetischem Gewande gekannt, drang doch durch. An Herodots Hand durchwanderten wir die ganze Griechen- und Barbarenwelt und schauten ihre Wunderwerke wie ihren Riesenkampf und den Sieg des kleinen Hellas. Pausanias zeigte uns den klassischen Boden des Heldenvolks und die Denkmäler seiner Größe. Unter Xenophons Leitung schlugen wir uns mit den 10,000 Griechen durch die Persische Uebermacht und durch die beschneiten Pässe des Kaukasus bis zu befreundeten Hellenen am Ufer des schwarzen Meeres. Auch die Hörsäle der Weisen Griechenlands blieben uns nicht verschlossen; nur daß des Rectors Matthiae Humor uns die ehrwürdige Gestalt des Sokrates in den Memorabilien des Xenophon und selbst im Phädon des Plato trübte. Besser paßte sein Witz zu den „Charakteren“, die er uns in Theophrasts reinstem Attisch vorführte; und nicht herabziehen konnte er des Sophokles Oedipus Tyrannus und Euripides Trachinierinnen, in denen uns die ganze Größe des griechischen Geistes, wenn auch nicht der Unterschied beider Dichter, erkennbar wurde. Theokrit's Idyllen, das Urbild aller Hirtengedichte, aber eben so weit von Virgils gebildeter Anmuth, als von Gessners Sentimentalität entfernt, ließen uns in der Liebesklage sibeliotischer Hirten hellenisches Leben in seiner rohesten, immer noch schönen Gestalt schauen. Die Krone von Allem aber war für mich Thucydides, den wir mit Grottes Hülfe in Privatstunden mit allem Fleiß, bis zu den schwierigsten Stellen Perikleischer Reden, uns verständlich zu machen suchten. Denn diese erhabenste objektive Betrachtung der Geschichte, und zwar „des Krieges, den er von Anfang an als den größten seit Menschengedenken, als den entscheidenden zwischen den beiden führenden Stämmen erkannt“, erfüllte ganz, was mir bis dahin als Ahnung vor der Seele gestanden.

Nachdem ich aber einmal mit solcher Freude und nicht ohne sichtbaren Erfolg auf die eine Hälfte der alten Welt eingegangen, wäre es unnatürlich gewesen, mir die andere vorzuenthalten. Auch mochte Ritter dabei klar geworden sein, daß seines Herzens Wunsch in Erfüllung gehen und ich für tiefere wissenschaftliche Bildung könne gewonnen werden. Er machte daher schon im Sommer 1808, den wir noch einmal in Oberrad verlebten, den Anfang im Lateinischen mit mir und führte mich soweit, daß ich im Herbst desselben Jahres in die Tertia des Gymnasiums eintreten, im folgenden Frühjahr schon zur Secunda aufsteigen konnte. Dieß *ὑποτερον πρότερον* der beiden alten Sprachen und die etwas übereilte Einführung in die Lateinische kann ich indeß nicht zur Nachahmung empfehlen. Denn es blieb mir von daher eine Unsicherheit in den Elementen der letztern Sprache, die ich später durch selbstverleugnendes Zurückgehen auf dieselben zu heben weder Zeit noch Lust hatte und deshalb stets schmerzlich empfand. Obgleich die römische Welt erst später ihre eigenthümliche Anziehungskraft auf mich ausübte, so blieb doch schon damals die Lektüre der lateinischen Autoren nicht ohne Wirkung auf mich. Zwar in der Tertia war mir Terenz ein verschlossenes Buch und die Bemühungen des Prorektors Roth, uns in des jüngeren Plinius Briefen Beides, dessen Urbanität und Eitelkeit anschaulich zu machen, konnten mir kein Interesse abgewinnen. Auch die Oden des Horaz ließen mich kalt und waren mir nur Paradigmata zu Grotens trefflichem Unterricht in der Metrik. In den Metamorphosen des Ovid fand die Phantasie wenigstens Befriedigung und in den Fasten, die derselbe Lehrer sehr gründlich mit uns durchging, das antiquarische Interesse. Noch mehr führten uns des Horaz Sermonen und Episteln in die gebildete Welt des goldenen Zeitalters, die Satyren

des Juvenal in die Zeit des Verfalls römischer Sitten ein. Von Cicero lasen wir sonderbarer Weise (bei Grotefend) nur die Briefe, die allerdings sowohl für die Umgangssprache als für die Zeitgeschichte von großer Bedeutung sind, und bei Matthiae die Bücher von den Pflichten, die mich sehr langweilten. Den ganzen „Zauber in dem Redefluß“ dieses berühmten Staatsmanns und Rhetors kennen zu lernen, blieb der Zeit vorbehalten, wo ich auch den Inhalt seiner Schriften zum Gegenstand selbständigen Studiums machen konnte. Von Virgil lasen wir die Bukoliken, seine Aeneide als elegante Nachahmung des Homer reizte mich nicht zur Privatlektüre, Livius zweite Dekade cursorisch bei Matthiae, wobei besonders das Problem, wo Hannibal über die Alpen gezogen sei, uns als Schweizerreisende interessirte. Die ganze Tiefe und Kraft des römischen Geistes aber berührte mich schon damals in den Annalen des Tacitus, die wir privatim bei Grotefend vollständig und genau durchlasen. Die Wirkung war um so größer, als der Kampf altrömischer Sitte mit dem Verderben der Kaiserzeit, den dieser große Schriftsteller, selbst in Sprache und Denkart Einer der letzten ächten Römer, darstellt, wunderbar harmonirte mit den Kämpfen, die ich selbst theils in meinem Innern zu bestehen hatte, theils in meiner Umgebung wahrnahm. Nicht minder begeisterte mich das Gegenbild römischer Entartung, das Bild der Jugend unsrer Vorfahren, das er in seiner Germania so liebevoll entwirft.

Auf diese Weise wurde uns in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von drei Jahren durch Concentration der Kraft und die Hülfe von Privatunterricht bedeutender Lehrer die klassische Litteratur, wenn auch nicht ohne große Lücken (z. B. Aeschylus, Aristophanes, Pindar und — Demosthenes) in soweit bekannt, daß wir fortan auch die schwierigeren Schrift-

steller selbständig und mit Freude lesen konnten, während heutzutage die meisten Schüler in der dreifachen Zeit dahin gebracht werden, nie wieder einen Klassiker zur Hand zu nehmen. Doch überwog nach dem Geist jener Zeit das Verständniß das Vermögen der Reproduktion. Die Uebungen der Uebersetzung ins Lateinische bei Grotefend, Matthiae's Anleitung zum Lateinisch-Schreiben nach Murets Muster brachten uns nicht weit; zum Lateinisch-Sprechen kam es gar nicht.

Außer den klassischen Sprachen benutzten wir die Schule nur noch im Deutschen. Prorektor Roth, ein feiner Kopf, dessen deutsche Grammatik Ruf hat, exponirte die deutschen Klassiker mit philologischer Genauigkeit und nicht ohne Geschmak. Allein „das goldne Zeitalter“, auf das er sich beschränkte, schloß mit Lessing und Klopstock, dessen Oden, wie zart und schwunghaft sie sein mochten, wir Schiller und Goethe in der Privatlektüre weit vorzogen. Daneben ließ er uns freie Aufsätze machen und Gedichte „deklamiren“. In jenen, auch in poetischen Versuchen, die wir freiwillig machten, zeigte ich mich unverhältnißmäßig schülerhaft *) und zu einem guten Vortrag half mir dieses nichts. Eine Rede bei der Promotionsfeierlichkeit, zu der ich mich bestimmen ließ, obgleich über einen Gegenstand, für den ich begeistert war, Lorenz von Medicis, war dürftig und wurde verlegen hergestellt. Eigenthümliche innere Hemmungen ließen mich sehr spät zu leichter Gedankenentwicklung und Herrschaft über die Sprache gelangen, und wenn auch eine gewisse Naivetät mich jenes Wagstück, wie später manches Andre unternehmen ließ, während Wilhelm sich klüglich zurückzog, so drängte doch im entscheidenden Augenblick meine Schüchternheit die beste Kraft zurück. Roths Nachfolger, Fr. Chr. Schlosser, schaffte die

*) S. Beilage.

Deklamirungen ab und erwiderte auf die Frage eines eitlen, naseweisen Juden: „Wir sollten erst lesen lernen!“ Dagegen erweiterte und vertiefte er unsern Blick für die Schönheit der deutschen Literatur, selbst bis zu den Romantikern, z. B. A. W. Schlegel, wobei wir nicht wenig die Augen aufrißen. Ueberhaupt machte die Persönlichkeit dieses später berühmten Mannes, dessen Unterricht ich leider nur kurze Zeit genoß, einen tiefen Eindruck auf mich. Ich sah in ihm vereinigt, was mir bis dahin nur getrennt begegnet war, die Begeisterung für das Schöne und Gute, wie sie Ritter in sich trug, und die kritische Schärfe von Grotendorf. Unter Andern gab Ein Wort von ihm mir lange zu denken. Er nannte „Blumauers travestirte Aeneide“, an der wir losen Vögel uns sehr ergötzen, „eine Entweihung des Heiligen“.

Indem Ritter durch diesen Gang unsrer Studien für sich Muße gewann, vermochte er seine geographischen Arbeiten in der ihm klarer gewordenen Richtung zu bestimmten Resultaten, namentlich zu einer Natürlichen Erdkunde für die Jugend durchzuführen, die Ebels freudigen Beifall fand und später von dem Pestalozzianer Henning bei Herausgabe seines ähnlichen Werks benutzt wurde. Doch überließ er uns keineswegs ganz der Schule. Den Geschichtsunterricht führte er selbst bis zum Mittelalter durch, an dessen Ende, wie schon bemerkt, die Geschichte der Medizäer nach Roscoe's Schilderung mich besonders anzog. Ich glaubte selbst eine Aehnlichkeit mit der Stellung unsrer Familie, in verkleinertem Maasstab, zu entdecken, und wäre gern ein Lorenzo geworden, wie mein Vater mir ein in der Stadt hochansehnlicher Kaufherr gleich dem alten Cosmus erschien. — Dagegen trug Ritters Vortrag der philosophischen Moral, den er (in Kant'schem Sinne) mit Liebe ausgearbeitet, mir wenig ein. — In der Mathematik führte ein jüdischer Lehrer Creilsheimer

uns bis zur sphärischen Trigonometrie, ein andrer Jude Nothschild uns in die kaufmännische Rechenkunst und Buchführung ein. — Bei dem sonderbaren, aber geistreichen Per-
 rault lasen wir die besten französischen Schriftsteller jener Zeit, den glücklich vergessenen Delille und Chanteaubriands *Génie du Christianisme*. Der sittliche Ernst des Mannes ist mir eindrucklich geblieben, da er uns die am Gymnasium herrschende Sitte, den Mitschülern Nachnamen zu geben, ernst verwies. — Im Englischen ward mit dem Vicar of Wakefield ein Anfang gemacht. — Im Zeichnen gingen wir jetzt aus der Schule des jüngeren Prestel in die seines trefflichen Vaters über. Größere Menschengestalten wurden mit der Reiskohle in Schatten und Licht darzustellen, gute Selbstbilder in durchgeführter Kreidezeichnung nachzubilden versucht. Nach der Natur, selbst nach Gipsen wurde nicht studirt. Leider starb der ehrwürdige Mann bald darauf. Daneben wurde die freie Erfindung historischer, satyrischer, phantastischer Gegenstände in Mußestunden eifrigst fortgesetzt. Auf einen schädlichen Abweg, vor dem ich warnen muß, führte mich der Mangel an sicherer Kenntniß der menschlichen Formen, und das Vorbild der Handzeichnungen von Cambiasi, die der alte Prestel in Kupferstich reproduzirt und die wir bei seinem Sohn ängstlich nachgebildet hatten. Denn in ähnlicher skizzenhafter Manier warf ich meine Gedanken mit der Feder aufs Papier, denen es zwar an Leben und Ausdruck nicht fehlte, die aber steif und fehlerhaft wurden, sobald ich es versuchte, sie in feste Formen zu verwandeln. Als mir Dürers Handzeichnungen, von Strizner in München herausgegeben, zur Hand kamen, gab mir deren Nachbildung die glücklichste Gelegenheit, mich in freier und doch sicherer Führung der Hand und bestimmtester Charakteristik mit der Feder zu üben. — Ueberhaupt trat damals zuerst die mittel-

alterliche Kunst in unsern Gesichtskreis. Friedrich Schlegel hatte die Aufmerksamkeit auf Cöln gelenkt; schon im August 1808 (gleichzeitig mit Savigny und Achim von Arnim) pilgerten wir dahin und erkannten in den vollendeten Theilen des Cölner Doms freilich noch etwas ganz Andres, als wir in dem Mailänder gesehen. In den romanischen Bauten von Maria im Capitol und St. Gereon und in dem Dombilde, das damals noch im Rathhaus stand, ging uns eine neue Kunstwelt auf, welche die Gebrüder Boisseree nebst ihrem Lustigmacher Bertram und der alte Wallraff uns erläuterten. In Frankfurt selbst bildete das Museum, ein Verein für Ausstellung neuerer Kunstwerke, musikalische Aufführungen und wissenschaftliche Vorträge, in dem Ritter ein besonders thätiges Mitglied war, einen Mittelpunkt künstlerischer Interessen. Cornelius und seine Entwürfe zum Faust lernten wir hier kennen. — In der Musik trieb ich die Anfangsgründe des Generalbasses, aber in der gewöhnlichen, zu tieferem Verständniß nicht führenden Methode. — Die Gymnastik ging zu den ritterlichen Künsten des Reitens und Fechtens über, in denen ich es zum erstenmal Wilhelm zuvorthat, der bis dahin in allen andern Leibesübungen sich entschiedener Ueberlegenheit erfreute.

Der Eifer und der glückliche Fortgang in meinen Studien, die auch zu meiner großen Ueberraschung und zum Verdruß meines ehrgeizigen Nebenmanns, des Primus in der Secunda, durch einen Preis, Xenophons Werke in einer guten Ausgabe, eine öffentliche Anerkennung erhielt, entschied über meinen künftigen Beruf. Namentlich trat das gelehrte Interesse auch in der Freude am Besitz guter Bücher hervor. Jener Xenophon, ja der Besitz des größeren griechischen Lexikons von Schneider, während Wilhelm nur Lünemann hatte, machte mich sehr glücklich. Den Homer von Wolf schaffte

ich mir aus meinem Taschengelde an. Also, daß ich studiren würde, stand fest und da meinem älteren Bruder durch Erlernung der Kaufmannschaft der Eintritt in das Haus Bethmann, ja bei der Kinderlosigkeit des Onkel Moriz mit dem großväterlichen Fideicommiß selbst die erste Stelle in demselben gesichert schien, der Onkel überdieß mit Gesellschaftern aus der Familie sich nicht zu überladen gedachte, so war er sowohl als die Mutter damit ganz zufrieden. Aber welchen gelehrten Beruf ich erwählen solle, darüber kam es mit ihm, der sich jetzt väterliche Autorität beilegte, zu einer komischen Verhandlung, die mich damals sehr ängstigte. Nach einem Diner bei der Großmutter nahm er mich und Wilhelm auf die Seite, umarmte uns freundlich und sagte: Wilhelm wisse bereits, was er im Leben wolle; auch ich müsse mich entscheiden. Von Ritter darauf vorbereitet, hatte ich zwischen drei Möglichkeiten: Jurisprudenz, Diplomatie und Landwirthschaft, mich für die letztere dadurch bestimmen lassen, daß ich mir dachte, dereinst in einem schönen Tusculanum im Kronenberger Thal mich mit meinen lieben Klassikern ungestört beschäftigen zu können. Der Onkel, der von einem großartigen landwirthschaftlichen Gewerbebetriebe so wenig Vorstellung hatte als ich, meinte: sie sei wohl gut für einen alten Mann, der sich zur Ruhe gesetzt, ich müsse einen Beruf wählen, der thätig und nützlich ins Leben eingreife. Da ich entschiednen Widerwillen gegen die diplomatische Laufbahn empfand, so blieb denn freilich nur die Jurisprudenz, von der ich nichts wußte, als daß sie mit Geschichte und Philologie zusammenhänge. Die Mutter und Ritter, denen ich nachher meine Noth klagte, lächelten und meinten, ich solle nur tüchtig fortarbeiten, dann würde sich's schon finden. In der That das Klügste. Denn wie kann ein Jüngling, der von den verschiedenen Berufsarten des praktischen Lebens keine

Vorstellung hat, sich für Eine derselben entscheiden? Und doch ist er meistens genöthigt, ein Loos blind aus dem Topf zu ziehen.

Mit dieser glücklichen intellektuellen Entwicklung, die ich nächst Gott der einsichtigen und selbstverleugnenden Leitung von Ritter verdankte, hielt die moralische leider nicht Schritt. Zwar fehlte es mir auch hierin weder an Antrieb, noch an Eifer. Ritter hielt uns oft das: *Γινώσκει σεαυτόν* (Erkenne dich selbst) vor; der Mensch, der das Gute wolle, dürfe nicht in den Tag hinein leben, sondern müsse über sich denken und an seiner Vervollkommenung arbeiten. Allein mein ohnedieß zur Selbstbeschaunung neigender Sinn, der auch nicht durch lebendige Erkenntniß eines heiligen allgegenwärtigen Gottes von der eigenen Kleinheit abgezogen wurde, gerieth bei Befolgung dieses Rathes in das unglücklichste Reflektiren. Mit dem guten erwachte auch das schlechte Bewußtsein und zerstückte mehr die Kraft des Guten in mir als daß es sie gestärkt hätte. Denn es weckte in mir die Eitelkeit und den Ehrgeiz, und da ich in jeder Beziehung gering von mir dachte, den Neid gegen meinen Pylades, der mit fröhlichem Muth, Goethes Liedchen im Munde: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt“, und ungetheilte Kraft sowohl in der Lösung der uns gestellten Aufgaben als in der Gunst der Menschen mich weit zu überholen schien. Dieser verkehrten Richtung entsprach es, daß ich in Ermangelung eines vertrauten Freundes wie ich meinte, ein Tagebuch zu schreiben begann, das nicht sowohl die fröhlichen oder schmerzlichen Erlebnisse, sondern in traurigen Monologen die Zeugnisse jener quälerischen Selbstbespiegelung und der daraus entspringenden falschen Erhebung oder Niedergeschlagenheit enthielt. Wenn ich nicht glauben dürfte, daß der unbewußte Theil meines damaligen Lebens, von dem darin

nichts verzeichnet war, der bessere gewesen, ich müßte mit noch mehr Schaam darauf zurückblicken. (Nach Vollendung dieses Abschnitts habe ich es vernichtet.)

An Ursache dazu fehlte es mir freilich auch sonst nicht. Das häßliche Ding, die Sünde, klopfte stark an meine Thür. An gutem Willen ihr zu widerstehen, an ernstesten Vorsätzen fehlte es nicht. Aber es ging mir wie Dante singt:

*Mi ritrovni in una selva oscura,
Che la diritta via era smarrita;*

und während die fera colla gaietta pelle mir den Weg zum Gipfel des sonnigen Hügels vertrat,

*— venendomi in contro a poco a poco,
Mi repingera là, dove'l sol tace,
— io rovinaro in basso loco.*

Noch tiefer schildert Paulus Röm. 7. diesen Zustand in den Worten:

Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht; unter die Sünde verkauft, thue ich nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das thue ich.

und Luther: Ich fiel auch immer tiefer drein, die Sünde hat mich beseffen. Wie oft flehte ich zu Gott um Hülfe, daß Er mich vor der Versuchung bewahre, mir Kraft zum Siege schenken wolle. Aber Er war mir ein ferner und ein schrecklicher Gott, zu dem ich nur ein schwaches kindliches Vertrauen fassen konnte. Die wunderbare Anziehungskraft, die das am tiefsten gefallene Herz für sein väterliches Erbarmen hat, seine Versöhnung in Christo und die daraus quellende Kraft des Guten waren mir unbekannte Dinge; daher auch diese Gebete, für meine Empfindung wenigstens, kraftlos verhallten. Meine Verwirrung wurde dadurch noch gesteigert, daß mein Pylades mir mit dem bösen Beispiel in ächt Goethe'schem Leichtsinne voranging, während ich im innern

Zwiespalt eines Schiller'schen Tugendhelden mich selbst zerfleischte. Durch zwiefache Versuchung wurde daher das so glücklich angelegte freundschaftliche Verhältniß getrübt und der Segen, den ich daraus ziehen konnte, mir geraubt. Ritter stand zwar wie ein guter Engel, schon durch sein bloßes Dasein, strafend und erhebend neben mir; auch ließ er es nicht an Zurechtweisung wegen meines trüben und uneinfachen Wesens fehlen. Aber es fehlte ihm der Blick für den eigentlichen Sitz des Uebels und die Kenntniß des einzigen radikalen Heilmittels.

Wenn in dem Jüngling der Trieb zu dem anderen Geschlecht erwacht, so kann ein unschuldiger und fröhlicher Umgang mit gut gearteten Mädchen ein glückliches Mittel der Bewahrung vor Verirrungen sein. Auch dieses fehlte mir, da ich ganz auf unsre kleine Gelehrten-Republik im dritten Stock und den wilden Troß von Schulfreunden aus einem andern Stande angewiesen war. Meine entschiedene Abneigung gegen das conventionelle Wesen der vornehmen Welt und der Sinn für die Poesie natürlich menschlicher Verhältnisse, worin mein Pylades ganz mit mir harmonirte, lenkte unsre Blicke vielmehr auf Schönheiten aus dem Bürgerstande, und da es an solchen nicht fehlte, so hätte leicht das gefährliche Stück von Goethe's Gretchen zum andernmal aufgeführt werden können. Ich darf es daher als ein Glück betrachten, daß mir mein Schätzchen aus der Knabenzeit, Elli (eigentlich Emilie) Garnier, die mir lange aus Auge und Sinn gekommen war, zur lieblichsten Jungfrau aufgeblüht, wenngleich in unerreichbarer Ferne wieder begegnete. Der Glanz des dunklen Auges war derselbe, die Züge hatten sich zu den edelsten römischen Formen entwickelt, Purpur schmückte die Wangen und blendend Weiß den Hals, die Gestalt von mittlerer Größe zeigte vollkommenes Ebenmaß. Selbst ein

Kenner, wie mein Schwager St. George, erklärte sie für das schönste Mädchen der Stadt, was ich längst wußte. Wie ein Funke fiel diese Erscheinung in meine das Ideale suchende Phantasie. Und da die beiderseitigen Familien keine Verbindung hatten, alle Versuche auf andern Wegen ihr nahe zu kommen, namentlich ein Besuch des Traub'schen Balles, auf dem die Kinder nachgerade zu Leuten geworden, fehl-schlagen, so nahm mein Interesse eine durchaus phantastisch-ideale Gestalt an, die in meinen innern Kämpfen eine große Rolle spielte. Sie war mir nun, wie Dante seine Beatrice, die Führerin zu allem Guten, ihr Name neben Gott und Tugend mein Panier im Kampf mit Sünde und Gemeinheit, durch ihren Anblick oder gar einen vermeintlich freundlichen Blick von ihr, fühlte ich mich zu diesem Kampf neu gestählt. Meine einsamen Spaziergänge richtete ich nach den wohlbe-kannten Wiesen und Gärten vor dem Eschenheimer Thor, weil da der Garten ihrer Aeltern lag, ich ihr da in Beglei-tung ihrer ältern Schwester und einer alten Gouvernante zu begegnen hoffen durfte. Das Schauspielhaus, in dem eben damals die Händel-Schütz ihre mimisch-meisterhaften Dar-stellungen, die Milder-Hauptmann mit jugendlich frischer Zauberstimme Sarginn, den Helden aus Liebe, gab, besuchte ich mit doppeltem Interesse, weil ich die Geliebte in ihrer Familienloge zu sehen und durch das von der Mutter mir geschenkte Operngläschen genau zu beobachten sicher war. Daß sie Gegenstand meiner unvollkommenen dichterischen Versuche war, versteht sich von selbst. Persönlich nahe gekommen bin ich ihr nie. Als ich Frankfurt verlassen hatte, heirathete sie und ist früh, nachdem sie, wie ihr Bruder mir später versicherte, rein wie ein Engel gelebt, im Glau-ben hinübergegangen. Wohl möchte ich ihr, die mir in diesem Leben als ein Bild der Reinheit und Güte, in

dunkler Zeit als guter Stern geleuchtet, in der Ewigkeit wieder begegnen.

In dem Kreise männlicher Jugendgenossen, in dem mein Pylades und ich lebten, war nichts, was uns durch Talent oder Adel der Gesinnung vorgeluchtet hätte. In der kaufmännischen Aristokratie war damals ein Uebergang zum gelehrten Beruf ohne Beispiel. Schon dadurch schieden wir von den Freunden der Knabenzeit aus und fanden uns ganz auf die Schule angewiesen, die nur von Söhnen des mittleren Bürger- und des Gelehrtenstandes besucht wurde. Wir schlossen uns in guter Kameradschaft an sie an, nicht ohne in die unter ihnen herrschende Frankfurter Philisterhaftigkeit einzugehen. Nur das Interesse für die Vaterstadt, der Haß gegen die wälschen Unterdrücker und die Hoffnung auf eine Wiedererhebung des Vaterlands war ein höherer Bezug, der uns gemeinsam belebte. Durch Talent ragten unter ihnen zwei Juden hervor, Repräsentanten der zwei Naturen in diesem merkwürdigen Volk: Der Eine von oberflächlicher Gewandtheit des Geistes, Versemacher und Deklamator, eitel und von gemeiner Gesinnung; unter der Pathenschaft des Fürsten-Primas nahm er die Taufe an und wurde katholisch. Der Andre von tieferem Geist und ein ächter Israelit ohne Falsch. Im Jahr 1813 studirte er in Berlin Medizin unter Reil und trat in Lützows Freicorps, wo er neben Theodor Körner tapfer kämpfte. Obgleich also durch Gesinnung und That unsrem Volke verwachsen, hielt er in edlem Stolze sein angestammtes Bekenntniß fest, bis er durch langsam gereifte Erkenntniß zum Eintritt in die evangelische Kirche bestimmt ward. Er ist noch heute Einer der geachtetsten Aerzte Frankfurts.

In der Familie war mit dem Tode des Vaters die Stellung der Mutter eine ganz andre geworden. Daß sie

ihren geistigen und künstlerischen Interessen noch ungehemmt nachgehen, ihre Umgangsverhältnisse ganz nach ihrem Geschmack wählen konnte, war kaum als ein Gewinn zu betrachten, da ihr der Vater darin freie Hand gelassen. Von einer Reise nach Paris (1810) brachte sie eine ausserlesene Sammlung von Gipsabgüssen mit und richtete sich im dritten Stock nach hinten ein förmliches Atelier ein, wo sie unter Prestels Leitung selbst nach weiblichen Akten zeichnete, unter einem Schüler von Dannecker zu modelliren, unter Stieler Del zu malen anfang. Mit ihrer alten Freundin, der Rätthin Goethe, knüpfte sie wieder an; aber ich erinnere mich doch nur Eines Abends, wo die originelle Frau uns Kinder durch Erzählung eines Märchens und das Gedicht auf Kaiser Joseph: „Der Kaiser hat mich angelacht und mir ein Compliment gemacht“, erfreute. Einen tieferen sittlichen Eindruck machte sie auf meine Schwester Louise, die in spätern Lebenstagen sich gern ihres Worts erinnerte: „Da war ich einmal recht unartig; aber ich hab' mit mir geredt!“ Wie heroisch sie (noch im Jahre 1808) ihrem Ende entgegen ging, gab viel zu reden.

Weit überwiegend und je länger je mehr empfand die Mutter, daß ihr mit dem Vater die äußere Stütze im Leben geraubt sei. Der Onkel Moriz konnte ihr diese in keiner Weise ersetzen. Der gouvernantenartige Ernst älterer Schwestern pflegt in jüngeren Brüdern oft einen frühen Keim der Opposition zu legen, und die spätere Entwicklung beider Geschwister war nicht geeignet, ein nahes Verhältniß unter ihnen zu begründen. Vor dem Ehrfurcht gebietenden Ansehn meines Vaters hatte sein ausschweifender Sinn sich noch einigermaßen beugen müssen. Jetzt war er Alleinherrscher und in der Fülle der Manneskraft, durch seine mannichfaltigen vornehmen Verbindungen und den Besitz eines bedeutenden Ver-

mögens gehoben, ging er in bewegter Zeit mit vollen Segeln. Die Freundschaft des Grafen Romanzow, der in einem Erziehungsinstitut in Offenbach seine Jugend verlebt hatte und die Gunst des Kaisers Alexander verschaffte ihm mit dem russischen Consulat eine Art diplomatischer Stellung. Die Conflictte mit dem übermächtigen Protektor des Rheinbundes wußte er mit großer Gewandtheit zu pariren. Um dem Druck der Conscription zu entgehen, folgten damals viele Landleute aus dem Elsaß der Einladung, sich als Colonisten im südlichen Rußland niederzulassen. Der Onkel vermittelte die Uebersiedlung, bis plötzlich ein drohender Artikel in der Mainzer Zeitung erschien. Ohne die Besinnung zu verlieren, eilte er nach Paris, und wußte durch sein persönliches Erscheinen des Kaisers Zorn wenigstens in soweit zu beschwichtigen, daß der Sache keine weitere Folge gegeben ward. Wie damals diesem Halbgott Alles zu gelingen schien, so glaubten auch kleinere Götter in ihrem Kreise mit Kühnheit und Geschick sich Alles erlauben zu dürfen. Bei den Frauen in jener sittlich aufgelösten Zeit durfte der Onkel sich für unwiderstehlich halten und im Geschäft, das im Kampf mit Napoleons ungerechter Continentsperre durch die großartigste Contrebande an der Nord- und Ostsee einen früher unbekannten Aufschwung nahm, fehlte es nicht an bedeutendem Gewinn. An diesem der Schwester einen Antheil zu gönnen, in Erinnerung an die großen Verdienste ihres Mannes um das Haus, fühlte er keine Reigung. Mit Ablauf des Societätsvertrages (1810) mußte sie ausscheiden und in der Abrechnung wurden ihr, mit Rücksicht auf die Uebernahme der angeblich illiquiden Posten von Seiten des Hauses 10% von ihrem Guthaben abgezogen. Meine Mutter, die vergeblich dagegen protestirte, glaubte sich hierin durch Grunelius nicht, wie er sollte, unterstützt, was den ersten Grund

zu fortschreitender Entfremdung legte. In diesen schwierigen Verhältnissen und in stürmischer Zeit, die für den Geschäftsunkundigen noch gefährlicher schien als sie war, fühlte die Mutter, von männlicher Hülfe verlassen, sich tief erschüttert. Die kleinliche Sorge, die in der selbständigen Verwaltung des Großen Frauen ohnedieß beschleicht, wurde bei ihr unter den drohenden Zeitverhältnissen zur Angst vor der Habgier der fremden Unterdrücker und andern Verlusten gesteigert. Die Einschränkungen, die sie sich deshalb auferlegte, wurden dagegen von den Männern unbillig beurtheilt. Mein Bruder, der selbst noch zu jung war, um ihr zur Stütze zu dienen, theilte mir bei seiner Rückkehr aus Holland im Herbst 1810 diese trüben Dinge mit und sie stimmten ganz zu meiner damaligen düsteren Lebensansicht. Das leidenschaftliche Mitgefühl für meine Mutter ließ sie mir als eine Agrippina im Kampf mit Gewalt und Hinterlist erscheinen. Diese übertriebene Auffassung steigerte die innere Opposition gegen die übrige Familie, zu der ich ohnedieß nach meiner ganzen Lebensrichtung neigte und ließ mich übersehen, was von daher mir Gutes geboten wurde. Vor Allem die Theilnahme meiner Schwester Nannette, die sich z. B. an meinem fünfzehnten Geburtstag durch das Geschenk meines Lieblingsdichters, Schillers Dramen und Gedichte, aussprach. Hätte ich mich ihr jugendlich hingegeben, sie hätte mir armen, von selbstgeschaffenen Furien gequälten Drest schon damals eine tröstende Iphigenie werden können.

Meine jüngere Schwester trat mir durch ihre frühe Verheirathung ferner. St. George, der in seiner Lehrlingszeit in unserm Hause gewohnt, dann mehrere Jahre in Neapel gearbeitet und nach einer Reise durch Frankreich und England als ein den Frauen besonders gefallender Mann zurückgekehrt war, eroberte Louifens Herz im Sturm. Sie war

zwar eben erst 16 Jahre alt, allein bei der Lebhaftigkeit ihrer Neigung schien eine baldige Verbindung gerathen. Der Onkel, der schon früh in Bezug auf St. George erklärt hatte, „auf diese Nummer wolle er setzen“ war bereit, ihn als Gesellschafter in die Handlung aufzunehmen und so wurde am 13. November 1809 ihre Verlobung erklärt, im Winter 1810 die Hochzeit fröhlich gefeiert. Die jungen Leute bezogen wieder die freundlichen Zimmer im Hinterhause und schon am Morgen des 2. November desselben Jahres, als der erste Schnee Stadt und Flur mit seinem weißen Gewand schmückte, lag ein gesundes Mägdlein in der Wiege. „Sagt's Herrn Ritter und August“ war eins der ersten Worte der beglückten jungen Mutter, nachdem sie ausgeruht; so lebhaft und kindlich hielt sie die Verbindung mit der alten Schulstube fest. Aber freilich, daß sie, wie Ritter einem Freunde geschrieben, „in den Kinderschuhen zum Altar getreten war“, waffnete sie nicht gegen die Versuchungen, die ihre Zukunft von andrer Seite bedrohten.

Ob St. George's Beispiel den Onkel zur Nachfolge gereizt, ich weiß es nicht. Kurz, nachdem er lange Zeit zum Schmerz der Großmutter ein galanter Hagestolz bleiben zu wollen geschienen, kam plötzlich im Sommer 1810 aus Holland, wohin er zu seinem Freunde Rabouillère gereist war, die Nachricht von seiner Verlobung mit dessen schöner Nichte Louise Boode. Ueber die Braut Näheres zu erfahren, war natürlich die ganze Familie, vor Allem die Großmutter, sehr begierig. Was Philipp schrieb, daß sie und ihre Schwestern einfach erzogen seien, daß sie bis dahin alle ihre Kleider sich selbst gemacht, schien sehr beruhigend. Des Onkels Kammerdiener, der ihm vorauseilte um den Empfang zu bereiten, wußte nur von ihrer reizenden Gestalt, die er von hinten gesehen, zu erzählen. Indes, rasch wie der Onkel war,

stellte er die Neugierde nicht auf eine lange Probe. Sehr bald erschien mit ihm die junge Frau selbst, ward bei ihrem Einzug in Frankfurt (21. September 1810) von allem Volk wie eine Fürstin empfangen, dem Fürsten-Primas in Aschaffenburg vorgestellt, und trat nun in die Familie ein. Ihre Einfachheit und Gutmüthigkeit, vor Allem aber ihre blendende Schönheit gewannen ihr alle Herzen. Die Gestalt war elegant, die Züge so regelmäßig, daß erst bei Aufertigung ihrer Büste eine kleine Unregelmäßigkeit entdeckt wurde, das braune Auge feurig und der Teint südlisch frisch, an ihre Geburt auf Demerari erinnernd. Daß sie nur französisch sprach, gab für den Anfang keinen Anstoß und der Großmutter lebhafter Wunsch, daß sie des Deutschen ganz mächtig werden möchte, bewog Ritter, den Unterricht zu übernehmen. Hier nun zuerst offenbarte sich Mangel an tieferer, ernster Gesinnung, den man über dem ersten Wohlgefallen übersehen hatte. Nach einem ganzen Jahr, als Ritter mit uns Frankfurt verließ, sprach sie noch kein Wort Deutsch, und der von ihm empfohlene Nachfolger, der Candidat, später Pfarrer Stein, brachte es dann in mehreren Jahren nicht dahin, daß sie nach der Großmutter Wunsch in der Familie an der deutschen Unterhaltung Theil nehmen konnte. Nur mit den Domestiken mußte sie freilich etwas Frankfurter Deutsch wälschen, und darauf ist ihr Können bis zur Stunde beschränkt. Freilich that eine andre, sehr bald hervortretende Neigung diesen Studien bedenklichen Eintrag. Wie oft mußte der gute Ritter warten oder gar wieder abziehen, weil die Putzmacherin da war. Mochte der Onkel sie mit den kostbarsten Geschenken überhäufen: *C'est justement, ce qui me faloit!* war der Ausdruck ihrer Freude darüber. Noch übler war es, daß er, um sie zu amüsiren und weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, sie mit jungen Männern umgab, die ihr den

Hof machten. Mit Simonds, einem jungen Engländer in unserm Hause, ging sie in einer kindischen, aber nichtsdestoweniger höchst unpassenden Vertraulichkeit um und, da die Hoffnung auf einen Erben länger ausblieb, so ließ es die Welt an bössartigen Bemerkungen nicht fehlen. Obgleich, wie Engelmann treffend bemerkte, eine oberflächliche französische Natur, hätte sie doch, jung wie sie war, von einem verständigen Manne zum Guten geführt werden können. Dem Dunkel aber fehlte dazu der ernste Sinn und so war es jedem Einsichtigen bald klar, daß die Sache schief gehen müsse. Der Großmutter war dieß Alles ein kaum verheimlichter Kummer; die Mutter schüttelte den Kopf dazu; für Louise aber, der es neben ihrer Lebhaftigkeit an tieferem sittlichem Ernst keineswegs fehlte, konnte das äußerlich glänzende Beispiel der schönen jungen Tante leicht gefährlich werden. Zu mir hatte diese nur die Eine Beziehung, daß sie mich unter dem Namen le professeur mit gutmüthiger Neckerei verfolgte.

Für die vaterländischen Dinge war mit der Erhebung der spanischen Nation im Jahre 1808 die erste Morgenröthe einer besseren Zeit aufgegangen. Die empörende Hinterlist, mit der Napoleon die bourbonische Dynastie beseitigt hatte, um seinen Bruder Joseph auf den Thron zu setzen, die in der Tagespresse natürlich möglichst verhüllt wurde, kam zu unsrer vollständigen Kenntniß durch die Broschüre von Cevallos, die unter den deutschen Patrioten heimlich circulirte und uns von Sömmering mitgetheilt wurde. Der Aufstand im Lande selbst und die Einschiffung des Marquis Romana mit seinem Corps an der dänischen Küste erregte um so größere Theilnahme, als wir diese brave Truppe in ihrer eigenthümlichen Tracht, die Cavalerie auf andalusischen Hengsten beritten, auf ihrem Marsch nach dem

Norden in den Straßen Frankfurts aufmarschiren und in Reih und Glied ihr Morgengebet hatten verrichten gesehen. Das folgende Jahr 1809 brachte die Erhebung deutscher Volksstämme in Oestreich. Der siegreiche Kampf der Tyroler unter Andreas Hofer, die glückliche Schlacht bei Aspern unter Erzherzog Karl, die Napoleon wider die Donau drängte und bei der Zerstörung seiner Brücken durch brennende Flöße momentan in große Verlegenheit brachte, weckten die größte Begeisterung, der ich in meinem Tagebuch Ausdruck gab. (Beilage.) Um so größer war dann die Niedergeschlagenheit bei der Kunde von der entscheidenden Schlacht bei Wagram, deren Verlust man damals allgemein dem Ausbleiben des Erzherzogs Johann zuschrieb. Bei Znaim, wo dieser stand, fiel auch unser Freund, Carl Hofmann, der der allgemeinen Begeisterung folgend das Comptoir verlassen und östreichische Dienste genommen hatte. Nun schien jede Hoffnung verloren. Die Kaisertochter gab dem übermüthigen Sieger ihre Hand. Kaiser Alexander huldigte ihm durch die Zusammenkunft in Erfurt. Der vereitelte Versuch des jungen Stupfer, (?) das Vaterland durch Mordmord von seinem Unterdrücker zu befreien, von dem wir die erste Kunde durch einen Brief des General Rapp an den Dunkel aus Schönbrunn erhielten, die grausame Erschießung des ganz unschuldigen Buchhändlers Palm u. A. waren Symptome der Verzweiflung von der Einen, der entschlossensten Unterdrückung jeder freieren Regierung von der andern Seite. Das Gewürm der frechen Schmeichler des Unbesiegbaren, dem die Geschicke der Welt gehörten, that sich überall hervor; eine allgemeine sittliche Entnervung schien Deutschland ergriffen zu haben und wurde in den verschiedenartigsten Symptomen sichtbar. Goethe's Wahlverwandtschaften, die damals erschienen und durch den Zauber der Darstellung uns wohl erfreuten, haben mir später

dennoch durch Oliviers complicirtes Wesen, die Charakterlosigkeit der andern Personen und vor Allem durch den Grundgedanken des Romans, den tiefen sittlichen Barometerstand der Zeit zu bezeichnen geschienen.

Im Frühjahr 1811 rückte eine längst für uns beschlossene Veränderung, die Versetzung nach Genf, heran. Da ich am 8. April mein sechszehntes Jahr vollendete, Wilhelm schon im achtzehnten stand, so war unsre Confirmation nicht länger zu verschieben. Ritters Gedanke war gewesen, daß Niederer, der Philosoph und Theolog in Pestalozzi's Anstalt, sie verrichten sollte. Der Drang der äußeren Umstände ließ dies nicht zu und so wurde die Sache vor unfrem Abgang durch einen sechswöchentlichen Unterricht des Pfarrers Kirchner und die gewöhnliche Prüfung und Einsegnung vor versammelter Familie erledigt. Es lag dabei anscheinend die Voraussetzung zum Grunde, daß dieß für uns als so ausgezeichnete junge Leute und nach dem empfangenen vortrefflichen Unterricht in Moral und Religion genüge. Kirchner war ein heller Kopf, hatte in Göttingen unter Heeren gute geschichtliche Studien gemacht und gehörte als Theologe durchaus der herrschenden rationalistischen Schule an. In Anerkennung seines Rednertalents und damit er, wie man sagte, nicht verbaure, war er gegen die Regel nicht erst auf dem Lande, sondern gleich in der Stadt angestellt worden. Zwar gelang es ihm nicht den kirchlichen Sinn zu heben, aber, was von Gebildeten noch an der Kirche hielt, wandte sich in einer gewissen dogmatischen Unschuld, so z. B. mein Vater und die Großmutter, ihm zu. Sein Unterricht blieb ohne allen tieferen Eindruck auf uns. Wir waren zu geschickt, um nicht zu merken, wie der Mann mit menschlicher Klugheit sich zwischen den positiven Lehren des Christenthums und seiner Vernunft hindurchwand, und eine ernstere sittliche

Anfassung wagte er nicht uns gegenüber. Die gemachte Salbung seiner Rede ersetzte nicht den Mangel ächten religiösen Gefühls, dessen Ausdruck z. B. in frommem Gebet, als etwas nie Erlebtes, seine Wirkung auf mich nicht verfehlt haben würde. Die wenigen Bibelsprüche, die er uns auswendig lernen ließ, z. B. die wundervollen Worte des Psalm 139 über die Allwissenheit und Allgegenwart Gottes, hinterließen mir in dieser Umgebung einen so wenig günstigen Eindruck, daß ich später Mühe hatte, das reine Gefühl ihrer Schönheit zu gewinnen.

Die Einsegnung im Familien-Kirchel (16. Juni 1811) ließ mich kalt. Die Beichthandlung in der Kirche, nach lutherischem Ritus in einem engeren Kreis von Beichtenden, wurde durch eine Feuersbrunst in der Nähe, an der wir tüchtig löschen halfen, gestört. Nur die Feier des Abendmahls (23. Juni), in der mir ein ganz neues Element der Religion, zwar nicht das mystische, aber das symbolische, thatsächlich vor die Seele trat, hinterließ einen tieferen Eindruck, über den ich mich brieflich gegen einen Freund aussprach.

Auf diese Weise war es möglich, daß ich, mitten im evangelischen Deutschland geboren, unter den glücklichsten Erziehungsverhältnissen aufgewachsen und förmlich in die Gemeinschaft der evangelisch-lutherischen Kirche aufgenommen, ohne Erkenntniß des Evangeliums in seinen einfachsten Grundzügen und ohne Glauben an dasselbe blieb. Die orthodoxe Lehre war mir nur in ihren Spizen äußerlich bekannt. Als ich kurz vor meiner Confirmation bei dem Sohn des Zeichenlehrers Prestel zu Gevatter stand und der Geistliche, unter dem Bemerken, daß dieß eine Vorbereitung auf jene heilige Handlung sein möge, mir das Bekenntniß zu dem apostolischen Symbolum abforderte, sagte ich zu der mir ganz

unverständlichen Trinitatslehre, doch nicht ohne innere Skrupel, Ja. Und den Opfertod Christi verwarf ich in einer schriftlich mir vorliegenden Bemerkung meines Genfer Tagebuchs ausdrücklich, indem ich ihn mir gleichzeitig als Vorbild der Kreuzigung von Fleisch und Begierden auf das ernsteste vorhielt.

Alles dieß zur Charakteristik der Zeit und zu meiner eignen Beschämung der göttlichen Gnade gegenüber, die mich dennoch zu finden wußte, auch zur Ermahnung für glücklichere Zeiten, die ihnen geschenkte Erkenntniß nicht ungebraucht zu lassen.

(Sommer 1856.)

Fünftes Kapitel.

Genf 1811—1812.

(Oktober 1865 fortgesetzt.)

Der Zweck unsres jährigen Aufenthalts in Genf, wie ich ihn im Eingang meines Tagebuchs verzeichnete, war die Ergänzung unsrer bis dahin allerdings sehr einseitigen Bildung. Auf unsre Schulstube beschränkt, der Gesellschaft, ja selbst der Familie fern und in oppositioneller Stimmung gegen Alles was „Welt“ heißt, war das wirkliche Leben uns fremd geblieben. In das classische Studium mit begeisteter Liebe eingehend, war unsre Kenntniß der neuern Sprachen und der Naturwissenschaften nur unvollkommen. Alles dieß schien für einen praktischen Beruf, dem wir bestimmt waren, unentbehrlich und Genf der rechte Ort es zu